



Beilage zum Bezirks-Blatt

für das Krug- und Kannenbäckerland, umfassend die kgl. Amtsgerichtsbezirke Böhr-Grenzhausen und Selters.

Verlag von L. Rühlmann in Böhre.

F. Ronfort.

Letzte Liebe!

Roman von J. Dalben. (Fortsetzung.)

10.

(Nachdruck verboten.)

Im goldrot schimmernden Herbstkleide standen die alten Buchen und Eichen, die das moosige Ziegeldach des Hauses, das Oberförster Elten bewohnte, hoch überragten. Es war Ende September und die weißen Sommerfäden glitten durch die klare Luft und spannen ihr feines Gespinnst über Weg und Steg, von Baum zu Baum. Sommerlich warm war es noch und an den Rosenstöcken dufteten die letzten, späten Rosen mit ihrem schnellen Blühen und ihrem starken, berausenden Duft.

Es war um die Nachmittagszeit. —

Alle Fenster der Oberförsterei waren frisch gepunkt und glänzten wie blanke Augen aus dem Giebelgespinnst der Hauswand und die breite Haustüre schmückte eine Girlande aus Tannengrün. Feiertagsstille ruhte über dem alten Haus! Festtagsvorfreude! — Denn übermorgen war Fanny Eltens Hochzeit! —

Der Bräutigam war heute mit dem Nachmittagszug gekommen und von dem Schwiegervater und der glückstrahlenden Braut am Bahnhof mit dem Sand-schneider erwartet worden! In dem Städtchen hatte man sich nicht genug wundern können über Doktor Willers stattliche, elegante Erscheinung. Hatten die Eltens ein Glück mit den Töchtern! Und die Fanny hatte nur Wäscheausstattung mitzubringen, alles andere war da, eine große, schön eingerichtete Wohnung, mit aller Bequemlichkeit ausgestattet!

Und wie hübsch hatte das Mädel wieder ausgesehen in dem dunkelblauen Herbstkleide und dem großen, schwarzen Velvethut! Brillantohrringe funkelten jetzt in ihren kleinen Ohren, die hatte ihr der Bräutigam am Verlobungstage geschenkt.

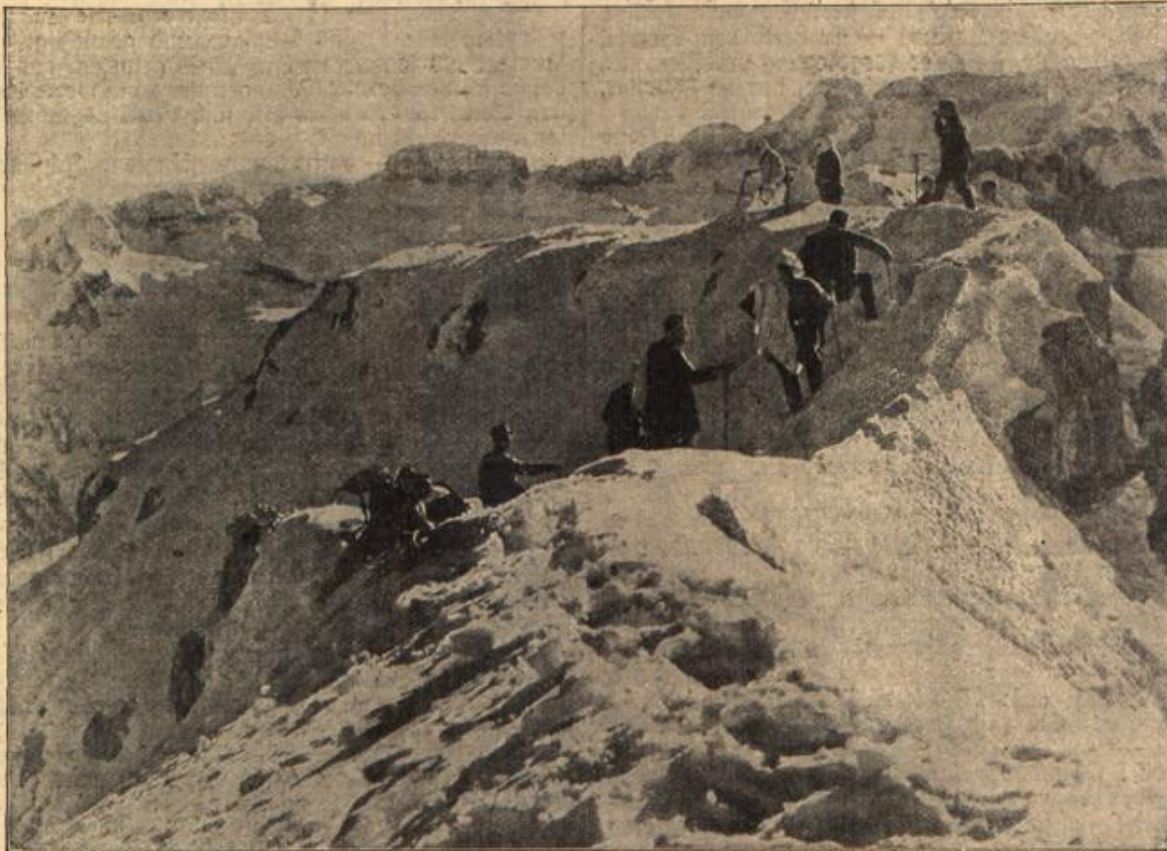
Ja, wer auch so ein Glück hätte! Und mancher Seufzer des Neides traf an diesem Tage das alte Forsthaus, dessen Bewohner bei einer Erdbeerbowle auf der schattigen Veranda saßen und die Tischordnung vom Hochzeitsmahl berieten.

Es waren nur fünfundzwanzig Personen geladen! Die aller-nächsten Verwandten und einige Bekannte aus der Stadt. Die konnte man bequem setzen in dem großen Speisezimmer, das drei Fenster hatte und dessen Wände mit Geweihen und Arideeln aller Art geschmückt waren. Ein guter Tropfen lagerte im Keller, und das Essen lieferte Simon, der erste Speisewirt von Kirchberg.

Frau Elten wußte, daß alles klappen würde. Sie war eine

praktische, tüchtige Hausfrau, und Fanny's so gänzlich unerwartetes Glück hatte sie geradezu verjüngt! — Immer wieder ging ihr Blick zu dem Brautpaar hinüber! Wie stattlich und hübsch der Schwieger-sohn war, und wie die Fanny sich herausgemacht hatte, die stellte die Erna ja völlig in den Schatten. Ja, freilich, so ein langer Brautstand greift an! Und dann die Sorge um den Manfred! Ob er das Examen auch bestand! Das alles zehrte an dem Mädchen!

Die Frau seufzte. Ob es nicht doch bes-



Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Dieses Bild zeigt die Mühseligkeiten, die unsere heldenmütigen Bundesgenossen bei der Verfolgung des Feindes auf den unweglamen, schneebedeckten Gipfeln der Dolomiten zu überwinden haben.

ser gewesen wäre mit dem Heimlich-Verlobtsein? Noch dazu jetzt, wo dieser Skandal mit der jüngsten Tochter des Hauses Luzius noch in aller Leute Mund war! Gut, daß die Eltern mit dem Sohn morgen allein antraten und das Mädchen zu Haus ließen!

„Man konnte nicht wissen, ob nicht auch hier in Stiebertal dieser und jener von jener fürchterlichen Geschichte gehört hatte, und das wäre dann doch peinlich gewesen. Gedankenverloren blühte sie auf das große, weiße Blatt, auf dem ihr Mann die Hochzeitsinsel aufgezeichnet hatte. Es wurde noch immer geändert und wieder geändert, es mußte auf so vielerlei Rücksicht genommen werden.“

„Das kann nicht bleiben! Der Pfarrer und Doktor Steinert können sich nicht gegenüber sitzen, die stehen sich nicht gut!“ — mischte sie sich jetzt ein.

„Hol's der Fuchs! So, nun mache du's besser, Alte!“ — Der Oberförster hob ihr Stif und Papier über den Tisch und griff nach dem frisch gefüllten Glas.

Frau Ellen nickte lächelnd und griff nach ihrer Brille.

Darauf hatte Susi nur gewartet. Jetzt war Mutter für eine Stunde mindestens stark beschäftigt, die Gelegenheit war endlich gekommen, sich von dem langweiligen Stillstehen selbst zu befreien.

Zum strebsamen ist doch solch Brautpaar! Das war Susis Meinung, während sie jetzt geräuschlos hinter der Glastür verschwand. Mutter hatte jetzt wenig Zeit für sie, das kam erst wieder und in verstärktem Maß, wenn Fanny verheiratet war. Schade! — So langweilig die beiden Bräute ihr waren, sie dankte ihnen die völlige Freiheit, zu tun und zu lassen, was ihr beliebte.

Die vierzehn gelben Hefte: Die französische Revolution! hatte sie nun beinahe durch. Hochinteressant war alles, besonders das Kapitel von Charlotte Corday und Marat.

Hinten in der Hederlaube las sie am liebsten, da war man ungestört und die Hunde gaben Laut, sobald ein Tritt nahte.

Sie lief in den Hof und piffte den Tadeln. Wie die wilde Jagd stoben ihre vierbeinigen Freunde um das Haus und auf sie zu. Sie lief den Hauptweg hinab, nach dem See hinunter, an dessen Ufern ein großer Rasenplatz sich dehnte. Eine Bank stand dort im Schatten einer Eiche, und dorthin legte sie das gelbe Heft, das sie lesen wollte.

„Nun gebt acht!“ sagte sie zu ihren Begleitern, deren kluge Augen jeder ihrer Bewegungen folgte! „Gebt gut acht und zerreißt ihn nicht, sonst —“ Lachend riß sie einen ihrer kleinen Schuhe von den Füßen und warf ihn wiederholt hoch in die Luft, und jedesmal war es einer der Tadeln, der ihn ihr unverfehrt zurückbrachte.

So vertieft waren sie in ihr Spiel, die junge Herrin und die Hunde, daß sie den Fremden nicht beachteten, der schon eine Weile dem lustigen Treiben lächelnd zuschaute. Es war niemand anders als der Bürgermeister Luzius! — Er hatte den Wagen, der Frau und Sohn brachte, an einer Wegbiegung verlassen, um ein Stückchen dem schattigen Fußpfad zu folgen, der ihn schneller, als er gedacht, in den Bereich der Oberförsterei gebracht.

Ein Zweig knackte unter seinem Fuß, und schon kam die Meute auf ihn zu, der eine Tadel im Eifer Susis Schuh ihm apportierend. Lachend nahm er den kleinen braunen Schuh entgegen und lästete den weichen Filzhut. „Fräulein Susi, nicht wahr?“ fragte er jetzt, näher herantretend.

Ein großes Erstaunen sprach aus dem Blick ihrer dunkel bewimperten Augen.

„Ja, ich bin Susi! — Aber bitte, geben Sie mir doch meinen Schuh!“ — sagte sie und streckte lächelnd die Hand aus.

„Was belomme ich dafür? — So mir nichts dir nichts gebe ich ihn nicht!“ —

„Sie müssen ihn freiwillig geben oder die Hunde werden Ihre Kleider zerreißen! Ich hab' sie dressiert! Es kostet mich nur ein Wort!“ — ihre Augen blühten ihn drohend an.

Möglich schon, daß sie Wort hielt! —

„Das werden Sie doch nicht tun, Fräulein Susi! — Ein netter Empfang, das muß ich sagen! — Eingeladen wird man und dann solch eine Behandlung!“

„Eingeladen?“ — wiederholte sie erstaunt. „Die Gäste kommen doch erst morgen?“ —

„Aber wir heute schon! Wir gehören doch schon ein bißchen zur Verwandtschaft —“

Und jetzt schrie Susi auf: „O Himmel, jetzt weiß ich's — jetzt! Verzeihen Sie! Sie sind Herr Luzius — nun hole ich gleich den Vater —“

„Aber nicht doch! Es soll doch eine Überraschung sein für Erna! Bleiben Sie doch, der Wagen muß jeden Augenblick dort den Fahrweg heraufkommen! So lang wollen wir warten, da ist ja eine so hübsche Bank!“ — Lesen Sie das?“ fragte er amüsiert und nahm das gelbe Heft in die Hand, das dort auf dem breiten Sitz lag.

„Ja! Aber Mutter darf es nicht wissen! Sie sagt, es sei nicht passend! Du lieber Himmel, und ich bin doch bald neunzehn! Und die französische Literatur interessiert mich eben, wissen Sie! So viel mehr, wie Schiller und Goethe —“

Sie nahm neben ihm auf der Bank Platz und griff nach ihrem Schuh, den er lose unter dem Arm trug.

Er hatte ihn gänzlich vergessen, aber dem Inhalt des gelben Heftes, das er topfschüttelnd durchblätterte.

„So etwas mögen Sie lesen?“ fragte er jetzt staunend und sah ihr zu, wie sie ungeniert in den kleinen Schuh schlüpfte.

„Ja, brennend gern! Ich habe da ein wundervolles Buch auf dem Bode gefunden, aus dem Nachlaß eines Onkels von Mutter. Alfred de Musset über George Sand. Mit dem da bin ich nun leider zu Ende! Aber ich will es noch einmal lesen! Besonders die Kapitel über die unglückliche Königin Marie Antoinette, sie besaß doch eine vergiftete kostbare Nadel als Haarzschmuck! Aber sie war töricht und feige, meiner Ansicht nach!“ schloß sie atemlos und strich das lose dunkle Gelocke von der Stirn.

„Wieso das? — Hätten Sie anders gehandelt an ihrer Stelle?“ — er fragte es halblaut, und entzückt haßte sein Blick auf ihr.

Wie reizend sie war! Wie ein Badfisch sah sie aus mit den langen, dunklen Zöpfen in dem hellen Sommerkleid, das die zierlichen Füße freigab und am Hals einen kleinen viereckigen Ausschnitt zeigte. Er konnte sich nicht satt sehen an der fesselnden Profillinie dieses blassen Gesichtes, das fortwährend im Ausdruck wechselte, an diesen Augen, die so unberührt kindlich und zugleich so ernsthaft ausschauen konnten. Zu ihren Füßen lagerten die vier Hunde und sie benutzte die weichen, breiten Rücken als Fußschemel.

„Sehen Sie, wenn ich im Kerker gewesen wäre und hätte solch eine Waffe gehabt — mich hätten sie nicht geköpft! Mich nicht!“

„Ich wäre recht nett mit dem alten Kerkermeister, dem Schuster, gewesen, und dann hätte ich ihn erstochen — ganz einfach! — Überhaupt, ich liebe alles, was so recht gefährlich ist! — Ich fahre gern im Wagen bei Gewitter, da sind die Pferde allemal knapp am Durchgehen! Es passiert ja weiter nichts, aber man denkt jeden Augenblick, jetzt schmeißen wir um!“

Bürgermeister Luzius sagte lachend: „Der Reiz der Gefahr! Und Sie haben dann nicht ein bißchen Angst?“

„Eigentlich nein! Dazu kommt man gar nicht, es ist wie ein Fieber, wie eine Spannung, was kommt nun!“ — sagte sie langsam und widelte einen ihrer langen Zöpfe um die Finger.

Sie hatten beide den Wagen vergessen, gar nicht acht gehabt, als er vorüber gefahren war!

So himmlisch hatte sich Susi noch nie unterhalten!

Und wie nett und freundlich er aussah, „der alte Herr“, der daheim nur poltern und schimpfen konnte und vor dem sie alle, selbst Erna, so einen Niesenrespekt hatten.

„Ich habe schöne, französische Werte zu Hause“, begann Bürgermeister Luzius langsam und gewichtig. „Ich bin nicht weniger als sechzehnmal in Paris gewesen, ganze Sammlungen besitze ich von den Abbildungen der Kunstwerke im Louvre! Auch von Rom, den Vatikanen und den Ausgrabungen von Herculaneum und Pompeji —“

„Wirklich?“ — Susis Augen glänzten. „Ich habe einen Roman von Bulwer gelesen mit dem Titel ‚Pompeji‘! Wundervoll war er!“

Der Mann nickte gedankenverloren in das Plaudern der jungen Stimme. In ihm war eine so große, so tiefe Freude! Vorüber, er wußte es selber kaum!

Und in dies Sinnen klang plötzlich vom Haus herüber ein Ruf, scharf und streng: „Susi — —! — — Susi!“

Das Mädchen sprang auf. „Mutter ruft mich! — O, wird sie böse sein! — Bitte, verdecken Sie mein Heft, o bitte!“

Er verbarg es laut lachend in der großen Tasche seines Überrocks und folgte ihr den breiten Kiesweg hinauf, der zum Hause führte. Manfred und Erna kamen ihnen entgegen, gefolgt von dem Oberförster, der in seiner herzlich jovialen Freundlichkeit jetzt den Gast und Schwiegervater seiner Tochter willkommen hieß.

In dem großen, altväterlich eingerichteten Salon fand dann die Vorstellung der andern Mitglieder der Familie statt. Die Luzius' erklärten, daß sie einen Tag früher gekommen wären, um ihre alten Bekannten Deltus, die eine halbe Stunde von Kirchberg ihr Gut hatten, aufzusuchen.

Die Einladung der Hausfrau, zum Abendessen zu bleiben, lehnten die Eltern Luzius mit höflichem Dank ab.

Nur Manfred blieb! Frau Ellen atmete erleichtert auf, als der Wagen vorgefahren war.

Einen sogenannten Polterabend hatte man nicht in Szene gesetzt! Das brachte alles so viel Unruhe mit sich und unnötige Arbeit für das Dienstpersonal.

Frau Ellen hatte das alles reichlich überlegt und war zu dem Entschluß gekommen, daß man sich am Vorabend der Hochzeit im Garten des Stadttheaters einen Tisch belegen lassen wollte, um dort zwanglos zusammenzusitzen.

Es war sehr hübsch dort! Die Musik spielte und buntfarbige, elektrische Glasbirnen leuchteten über den elegant gedeckten kleinen Tischen unter den weitläufigen Linden und Kastanienbäumen.

Sie hatte alles glänzend praktisch berechnet und das Wetter war ihren Plänen gnädig gesinnt gewesen! Der Tag vor der

schon genannt — zu — lachen! — Ja, er lachte. Er war ja Humorist aus vollem Herzen.

Vor ihm lagen auf dem Tische eine Mark und einundzwanzig Pfennige deutscher Währung. Er rechnete, wie er diese Unsumme auf die nächsten zwei bis drei Tage ökonomisch verteilen könne. Außerdem hatte er noch „flösig viel“ Außenstände. — Er meinte

Verierbild.



Wo ist der Bildner?

nämlich die vielen Arbeiten, die er an die verschiedensten Redaktionen, „behuft freundlicher Prüfung und Aufnahme“ verschickt hatte. Als Optimist war er natürlich der sichern Hoffnung, daß sich in den nächsten Tagen über ihn ein förmlicher Goldregen, „à la Frau Holle“ ergießen würde. Die Honorare würden nur so hereinfliegen, daß ein Geldbriefträger dem andern die Klut reichen würde.

Diese Aussichten sowie der kurrrende Magen umnebelten

seine Sinne, so daß er über seinen Reichtümern einschlief. —

Plötzlich fuhr er aus seinem Schlummer auf. Vor ihm stand, wie aus dem Boden gewachsen, ein hagerer, dunkelgekleideter Herr, dessen stehende Augen und tiefschwarzer Spitzbart dem blassen Gesicht einen unheimlichen Ausdruck gaben.

Der seltsame Besuch dienerie verbindlich und näselte: „Guten Abend! Sie sind der Humorist Ernst Scherz, momentan in etwas prekärer Lage — bitte, nicht viele Worte — weiß alles! Ich komme, um Ihnen zu helfen. Le Zuet ist mein Name. Sie sind, wie ich weiß, Humorist mit Leib und Seele. Ihnen ist nichts heilig! — Hier sind tausend Mark in Gold! Nun schreiben Sie mir einmal ein ernstes Gedicht, das Ihrer vollsten inneren Überzeugung entspringt. Legen Sie das fertige Manuskript mit Ihrer Unterschrift versehen binnen drei Stunden — also um Mitternacht — auf diese Fensterbank und begeben Sie sich dann zur Ruhe. Wenn Sie morgen aufwachen, werden sich die tausend Mark an dessen Stelle befinden. Denken Sie an Ihre momentane Lage und an die tausend Mark!“

Mit diesen Worten ging der sonderbare Gast zur Türe hinaus. Ernst Scherz war so perplex, daß er kaum ein Wort zur Gegentrede gefunden hatte. Das Angebot des seltsamen Besuchers ging ihm durch den Kopf. Er, der verkörperte Humor, sollte ein ernstes Gedicht schreiben, das seiner vollsten und innersten Überzeugung entspränge? Lächerlich! Dem Humor ist nichts heilig! Alles läßt sich lächerlich machen, man muß es nur mit dem Auge des Humoristen ansehen und es in ein helleres Licht stellen!

Und während er so nachdachte, kamen sie an seinem geistigen Auge vorbeigezogen, sie, die verschiedenen Menschentypen mit ihren Schwächen und Lächerlichkeiten. Die bösen Schwiegermütter, die gehörnten Ehemänner, die feuchtschmierlichen Studios, die verliebt himmelnden Badische, die xanthippischen Gattinnen, die leichtlebigen Leutnants, die verliebt girrenden alten Jungfern, die schlauen Spitzbuben und betrogenen Betrüger, die wahrheitsfeindlichen Förster und die verschlafenen Nachtwächter, die pfiffigen Bäuerlein, die Dichterlinge, die unerfättlichen Wucherer, die staubenden und übelduftenden Antler, die Berg-, Wasser-, Lust- und sonstigen Sportler. Alle kamen sie und keines fehlte. Und: als ob sie für den oft zugefügten Spott Rache nehmen wollten, grinsten sie beim Vorbeigehen jede einzelne Gestalt mit drohender Gebärde an.

Schier endlos schien der Zug zu sein. Den Schluß bildete eine beklagenswerte, ausgehungerte Figur, auf deren Gesicht Hunger, Entbehrung und Sorge ablesbar waren. Was war das nur für ein Menschentyp gewesen? Er kam ihm fremd vor und doch schien es ihm wieder, als ob er ihn nur zu gut kennen würde. Und schon war auch dieser Letzte an ihm vorbeigezogen und er fühlte sich wieder in die Wirklichkeit zurückversetzt.

Nach kurzem Sinnen durchsuchte es sein Gesicht wie Wetterleuchten. Von einer Eingebung ergriffen, nahm er ein Blatt Papier und einen Bleistift zur Hand und kribbelte emsig. Bald war er fertig. Nochmals durchlas er das Geschriebene, dann legte er es suggestiv auf das Fensterbrett und sich selbst erschöpft und in allen Kleidern auf sein bescheidenes Lager. —

Die Sonne schien bereits in des Humoristen Dachstube, als es draußen bochte. Es mochte wohl schon spät am Vormittag sein. Noch halb im Schlafe raffte er sich auf und taumelte zur Türe. Ein hagerer, schwarzgekleideter Herr trat ein. Die stehenden Augen und der tiefschwarze Spitzbart gaben dem bleichen Gesicht einen unheimlichen Anstrich.

„Guten Morgen! Sie sind wohl der Humorist Ernst Scherz, momentan in etwas prekärer Lage — bitte, nicht viel Worte — weiß alles! Ich komme, um Ihnen zu helfen. Mein Name ist Teufel. Bin Herausgeber und Verleger der „Kreuzfideln Woche“ und suche einen tüchtigen Redakteur. Sie wären mein Mann! Die Beiträge, die Sie mir vor einigen Tagen sandten, finden meinen ungeteilten Beifall. Schreiben Sie mir jetzt noch einen ganz aparten, von Ihrem Genre abweichenden Beitrag — so quasi ein Probestück —, und ich engagiere Sie mit dreihundert Mark Monatsgehalt und mache mit Ihnen einen Vertrag auf mehrere Jahre.“

Ernst Scherz zupfte sich an der Nase, zwackte seine Ohrläppchen und griff an seine Denkerstirne.

War das nicht eine Wiederaufnahme von dem Ereignis der heutigen Nacht? Argwöhnisch betrachtete er den schwarzen Herrn, der geschäftig einen bereits fertig vorgefertigten Vertrag aus der Tasche zog und auf den Tisch ausbreitete.

Da dämmerte des Humoristen Erinnerungsvermögen auf und er warf einen unsicheren Blick zu... Fenster. Da lag richtig noch sein jüngstes Mosenkind. Dieser schwarze Gefelle vor ihm war also nicht identisch mit dem von heute nacht!

„Ich bin geehrt durch Ihren Auftrag“, sprach Ernst Scherz, der seine Fassung allmählich wieder erlangt hatte. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen die gewünschte Probearbeit gleich jetzt vorlege.“ Und dann gab er Herrn Teufel den bewußten Zettel.

Der nahm mit großer Unständlichkeit einen Klemmer aus der Tasche, punkte dem die Gläser und sich die Nase, setzte diesen auf seinen Gesichtsvorsprung und sich in einen Stuhl.

Dann las er zuerst murrend und dann immer mit stärkerer Stimme und großer Begeisterung:

Der Kopfhänger.

Wer ist der Mann dort mit dem mässen Schritte?

Das Antlitz ernst dem Boden zugewandt,
Geräuschlos folgt sein Fuß dem schweren Tritte,
Da doch der Schuh der Sohle schon entbehrte.
Er kennt kein Hemd, die Hose ist zerklüftet,
Jernhüft der Hut, der Kragen von Papier.
Sein Überrod ist — wie sein Herz — zerissen,
Und seine Augen bliden stumpf und stier.
Stets trägt er eine Rolle in den Händen,
Die lieblich — zärtlich an die Brust er drückt,
Und immer hofft er: Alles wird sich wenden,
Wenn ihm dereinst der große Wurf geglückt.
Zur Nachtzeit aber nimmt er eine Larve
Vor's Antlitz, schafft: Der Menschheit zum Pläzieren,
Und zu der fröhlich abgestimmten Harse
Da weint und jauchzt er — das ist sein Revier.
Und doch: Enttäuschung nur und bitter Jammer
Sind stets sein Los und deshalb bleibt er trüf,
Er weint und jauchzt und — flucht in seiner Kammer —
Die Witwelt lacht: Er ist ja Humorist!

Als der schwarze Herr zu Ende gelesen hatte, rief er: „Herr! Sie sind der meine! Sie lasse ich nicht mehr aus! In diesem Opus haben Sie sich selbst übertroffen! Die nächste Nummer der „Kreuzfideln Woche“ soll an der Spitze das Meistergedicht „Der Kopfhänger“ des berühmten Humoristen Ernst Scherz bringen! Krateln Sie schleunigst Ihren werthen Namen unter den Kontrakt.“ So! — Jetzt gehen wir in die Traube zu einem nicht zu knappen Frühstück. Sie sind mein Gast!“ Sprach's, stülpte sich und ihm die Kopfbedeckung auf — und hinaus gingen, Arm in Arm, der lachende Verleger mit seinem ersten Humoristen.

Die ominöse Nationalspeise.

Nach der Bestimmung des Wiener Kongresses war der weit- aus größte Teil Polens als „Königreich Polen“ mit Rußland vereinigt und der Großfürst Konstantin Pawlowitsch zum „Bizetönig“ ernannt worden, der aber in Wirklichkeit nichts war als ein mit unbeschränkter Macht ausgestatteter russischer Militärgouverneur, dessen tyrannische Willkür die Polen bereits 1830 zu einem großen blutigen Aufstand trieb. Besonders ließ er keine Gelegenheit vorbegehen, obgleich er selbst morganatisch mit einer Polin verheiratet war, den polnischen Adel zu reizen und diesem seine schwere Hand fühlen zu lassen.

Eines Abends ließ er nach einem glänzenden Essen, zu welchem die vornehmsten Polen Warschaws geladen waren, jedem der Gäste ein echt russisches Talglicht servieren und, nachdem er sich

waren welche da, schon seit drei Monaten. Briefe und Geld! Aber nicht von meinem Vater, sondern von unserem alten Notar. Mein Vater war schon seit einem Jahre tot, ich selbst war Majoratsherr! Es wird euch kurios klingen, fast tat's mir leid. Ich hatte schon angefangen, mich der selbst errungenen Unabhängigkeit zu freuen. Das Gefühl kennt ihr alle nicht! Aber was half's, ich mußte zurück. Meine Ersparnisse auf der Bank betrugen gerade fünfhundert Dollar. Ich ließ sie mir in einer Note auszahlen — der, die ihr da seht — und hängte sie mir über meinen Arbeitstisch. Als Andenken und als Mahnung gegen etwaige Anwandlungen von Leichtsinns!

Alle waren schweigsam geworden, bis der alte Herr v. Krillwitz, Maltens Gutsnachbar, das Eis brach. „Maltens“, rief er, „du bist doch ein ganzer Kerl trotz deiner Jugendfreiche! Diesmal ist das Erbe an den Rechten gekommen — ein Hoch unserem Gastgeber, meine Herren!“

Sie erhoben die Gläser: aber es war, als ob etwas in der Luft läge. Die aktiven Offiziere, v. d. Lanken und v. Brodhausen, entschuldigten sich bald, sie hätten morgen frühzeitig Dienst. Die anderen Gäste folgten, und kurze Zeit danach erloschen die Lichter im Schloß.

„Nun aber raus mit der Nase aus dem Sad, alter Freund“, sprach drei Wochen später Maltens zu Krillwitz, der ganz unverhofft vorgefahren war. „Ich seh' dir's an — du hast was Unangenehmes — also, schief los! Hab' ich jemand auf den Fuß getreten?“ „Ja — das heißt, direkt beleidigt, nein, behüte; aber —“ „Na, zum Donnerwetter, was gib't denn? Du druckst ja um die Sache rum, als ob ich weiß Gott was ausgefreffen hätte, was ist denn los?“

Krillwitz trodnete sich den Schweiß von der Stirn. „Junge, Junge! Wie konntest du nur neulich in Gegenwart von aktiven Herren deines eigenen Regiments deine Lumpensammler- und Schuhputtermemoiren so offenhartig austreten! Und als Krönung des Ganzen vollends noch diese Pläne mit der Bar! Wir leben doch hier nicht unterm Sternbanner! Der Lanken und der Brodhausen haben vierzehn Tage lang täglich unter sich Rat gehalten über die Sache und wußten nicht, wie sie sie deichseln sollten; nach ihrer Ansicht hättest du nämlich damals lieber Selbstmord begehen sollen; jetzt kommen sie zu mir als deinem alten Freund, ich soll dich auf den — nach ihrer Ansicht — einzig anständigen Ausweg verweisen.“

„Kurz und gut, sie meinen, nach der Vergangenheit seist du als Reserveoffizier der Königsulanen unmöglich. Und du möchtest doch sie, die deine Gastfreundschaft genossen hätten, nicht in Verlegenheit bringen, die Chose offiziell anhängig machen zu müssen. Das Alter hättest du glücklicherweise ja, du möchtest doch Arbeitsüberhäufung angeben — wer dich kennt, glaubt's dir ja — und um deinen Abschied einkommen. Dann wäre alles Feinliche vermieden. Und noch eins — fall' aber nicht hin! — Privatim wollten sie ja gern weiter mit dir verkehren — wüßte ja ein Ehrenmann — aber als Offiziere ihres Regiments müßten sie eben handeln, wenn du kein Einsehen hättest. So! nun ist's raus!“

Vor Erstaunen hatte Maltens die Zigarre aus dem Mund fallen lassen. Eine halbe Minute lang glohte er sprachlos Krillwitz ins Gesicht. Dann brach er in ein dröhnendes Gelächter aus. „Nee, die Herren sind ja wirklich zu gütig! Und ausgerechnet dich betrauen sie mit der Mission! — Armer Kerl — mußt du ausgestanden haben auf dem Wege hierher!“

„Blut geschwitzt!“ bekannte v. Krillwitz ehrlich. „Aber Scherz beiseite, Maltens, was willst du tun? Wenn ich dir raten darf —“

Beruhigend klopfte Maltens dem alten Freund auf die Schulter. „Deinen Rat kenne und akzeptiere ich im voraus! Natürlich wird das Abschiedsgesuch eingereicht, sofort, in fünf Minuten — und wenn du mir einen Gefallen tun willst, nimmst du den Wisch gleich selbst mit und läßt ihn auf der Post einschreiben. Aber jetzt, Krillwitz — wie ist's denn, bleiben wir die Alten?“

„Aber Bengel, ist das denn überhaupt 'ne Frage!“ brach Krillwitz los. Die Erleichterung sah man ihm aber doch an. „Na, dann bleibst du gleich zu Mittag hier und hilfst mir 'ne Pulle von meinem Johannsberger Schloßabzug leeren, weißt du, von dem ganz alten, den du noch vom Oheim her kennst!“

Acht Monate später. Auf Schloß Maltens ging alles seinen gewohnten Gang weiter, auch die Herrenabende. Nur v. d. Lanken und v. Brodhausen fehlten dabei. Brodhausen war Regimentsadjutant geworden und schwamm im Gesellschaftstrubel der Garnison, und Lanken — Lanken war — wo Maltens hergekommen. Wohin die Karten schon so manchen Kameraden gebracht hatten. „Drüben“. Unmittelbar nach dem letzten Manöver war's über ihn hereingebrochen.

Draußen lag der Schnee einen halben Meter hoch. Um so

emüthlicher sah es sich um die dampfende Punschschüssel. Einer aus der Runde meinte: „Na Maltens, hier ist's doch besser als im Neuporter Zentralpark, was?“

Die Bemerkung war nicht sehr taktvoll und rief einige Verlegenheit hervor. Herr v. Krillwitz sprang glücklicherweise ein und lenkte ab: „Herrschaften, ich bitte euch, ulst nicht! Da ist nichts zu lachen. Seht mal, was ich hier habe — von v. d. Lanken.“

Damit zog er ein Blatt Papier aus der Tasche, das ursprünglich nicht zu Briefpapier bestimmt gewesen war. Und las vor: „Mein lieber Herr v. Krillwitz!“

Vor allem, bitte, entschuldigen Sie das Papier, auf dem ich schreibe. Ich bin buchstäblich zu arm, mir auch nur einen einzigen Bogen Briefpapier kaufen zu können; und in eins der großen Warenhäuser, wo solches jedermann gratis zur Verfügung steht, darf ich mich meines perfekten Augzugs halber nicht hineinwagen. Ich würde sofort hinausgewiesen werden.

Sie sind der einzige Mensch, an den ich mich wenden kann in meiner Not. Sie haben keine Ahnung von der Entsetzlichkeit der Lage, in der ich mich befinde. Ich haue hier im elendesten Stadtteil von ganz Neuport; wir sind zu 13 (Dreizehn!) auf einem Zimmer, das vielleicht halb so groß ist, als eine für 12 berechnete Mannschafsstube einer preussischen Kaserne. Meine Schlafgenossen gehören zum schlimmsten Gesindel der Riesenstadt. Verlasse ich fünf Dollar — ich wäre meines Lebens nicht sicher hier. Vonon ich mich — alle zwei bis drei Tage — ernähre, will ich verschweigen. Sie würden eine Woche lang nichts essen können.

Arbeit zu finden ist für unsereins hier geradezu unmöglich. Wie gerne griffe ich selbst zur niedrigsten. Aber der ungelernete Arbeiter hat in den Vereinigten Staaten überhaupt keine Aussicht mehr, anzukommen. Glauben Sie mir, Maltens Erzählung von damals ist mir oft eingefallen. Ich habe verstehen gelernt.

Ich bitte Sie inständig: wenden Sie sich an meine alten Freunde, daß sie mich aus dieser Hölle befreien.

Fürchten Sie nicht, daß ich nach Deutschland komme. In Kanada liegen jetzt die Verhältnisse annähernd so, wie vor fünfzig Jahren hier. Dort gibt's Arbeit, dorthin möchte ich. Drei- bis vierhundert Mark würden genügen. Aber um des Heilands willen nicht an meine Adresse, auch keine Briefe! Ich würde sie gar nicht bekommen. Alles ans Generalkonsulat, wo ich in drei bis vier Wochen nachfragen will. Ihr v. d. Lanken.“

„Da muß was geschehen, wir wollen zusammenlegen!“ hieß es einstimmig.

„Laßt nur“, meinte Maltens und nahm die eingerahmte Banknote von der Wand — „das hier genügt. Krillwitz, du erhältst hiermit den ehrenvollen Auftrag, das Ding in heißem Wasser vom Karton loszulösen und dem armen Kerl zuzukommen zu lassen. Ich denke, ich hab' keine Mahnung mehr nötig, ließ ich sie länger da hängen, es sähe wirklich nach Prokerei aus! Profit, meine Herren! Allen, die bereuen!“

Der Humorist.

Von Will Frei.

(Nachdruck verboten.)

Ernst Scherz war der geborene Humorist. Diese Tatsache hätte man schon bei seiner Geburt feststellen können, denn er kam an einem ersten April zur Welt. Das war doch sicher schon ein „Aprilscherz“. Es war ferner gewiß ein beabsichtigtes, launisches Spiel seiner Schicksalsgöttin, daß sein Taufpate den Vornamen Ernst trug. Diesen mußte nun — der alten Sitte gemäß — der Täufling seinem bereits feststehenden Familiennamen „Scherz“ für Lebensdauer zugesellen.

So paarten sich vom Anbeginn seines Daseins die beiden Gegensätze Ernst und Scherz, und es war nur zu begreiflich, daß sich aus dieser Verbindung mit der Zeit gesunder, martiger und sprühender Humor herauskristallisierte.

Die wechselvollen Phasen seines Lebens wollen wir übergehen und uns mit der Tatsache begnügen, daß er im Alter von sechs- undzwanzig Jahren seinen Dr. phil. hinter sich hatte, und als Soldat, seinem inneren Drange folgend, Redakteur eines politischen Wochensblattes wurde. Mitten drin im fröhlichen Federkrieg kämpfte er mit seinen Waffen: Humor, Witz und Satire gar manchen Strauß und wurde ein gefürchteter Gegner.

Aber auch ein Humorist kann nicht in Frieden leben, wenn es den bösen Kollegen nicht gefällt. Den fortgesetzten Intriguen hatte er es zu verdanken, daß er seine Stelle verlor. Außerdem wechselte das Blatt seine Parteirichtung. Ein provozierter Streit riß schließlich den jungen, impulsiven Wellenstürmer zu Tätlichkeiten hin, deren Folge war, daß er Knall und Fall entlassen wurde.

Eine neue Stelle zu erlangen war nicht leicht, und so lebte er einige Zeit von den spärlichen Erträgen seiner Feder. Eines Abends saß Ernst Scherz in seiner Mansarde, um über die Welt und die sich darauf herumtummelnden Kreaturen — Men-

Dochzeit war beinahe sommerlich wohl gewesen und der Abend, der ihm folgte, warm und windstill wie eine Sommernacht!

Man hatte noch einen Tisch angehoben, mehr und mehr hatte sich der Kreis vergrößert, man war neugierig gewesen, den Bräutigam kennen zu lernen, und sprach mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit dem Brautpaar und dessen Eltern den Glückwunsch aus!

Frau Ellen lächelte voll Befriedigung! Sie war glücklich an diesem Abend, trotzdem das neue Kleid, das sie zum erstenmal trug, viel zu eng gearbeitet war und ihr beinahe Atemnot ankam.

Aber nur nichts merken lassen, es machte eine wundervolle Figur, sie sah so schlank und elegant aus gegen Frau Luzius, die dick und behäbig neben ihr saß.

Die Frau gefiel ihr nicht sehr! Sie war ihr zu laut und sprach ungeniert lachend über internste Dinge.

Frau Ellens Blick ging zu Susi hinüber, ob die auch nicht horchte! Aber das Mädchen saß weitab am untersten Ende der langen Tafel und neben ihr Bürgermeister Luzius.

Wie freundlich von ihm, sich mit dem Kinde zu beschäftigen! Und wie aufmerksam sie seinen Worten lauschte!

Drüben setzte nach kurzer Pause das Orchester jetzt ein, die Geigen schienen das sehnsüchtige Liebesduett aus „Margarethe“ wie mit weich klagender Stimme mitzusingen: „Liebchen, komm mit ins duft'ge Grün!“

„Erna, wenn wir erst sagen dürfen: Morgen! Ich denke nichts anderes mehr!“ flüsterte Manfred seinem blonden Bräutchen zu und presste heimlich und leise ihre kleine Hand. Dann glitt sein Blick über die Tafel und ein spöttisches Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Sieh nur meinen Vater, der ist ja rein wie ausgewechselt! Und immer um das Gör, die Susi, herum! Aber hübsch sieht sie heut aus, die Krabbe! Ihr Eltern, eine immer hübscher wie die andere! Aber du bist doch die Reizendste!“

„Wirklich?“ Erna fragte es halblaut und in ihren Augen lag trotz der scherzenden Frage ein ernster Ausdruck, etwas Gejamertes, Aufhorchendes. Aber Manfred hatte darauf nicht acht!

Er ärgerte sich über den Vater, über die Aufmerksamkeit, die er dem jungen Ding schenkte! Das alles hätte doch in erster Linie Erna gehört, dachte er verstimmt, und biß an den gold-blonden Schnurrbartspitzen.

Er war in seiner Eitelkeit gekränkt, er wollte sich und vor allem seine Braut als Mittelpunkt sehen und das gelang ihm an diesem Abend durchaus nicht! — Aberhaupt dies Kirchberg — ein dresdener Rest! meinte er. In zwei Monaten war er in Berlin, das war noch ein Trost, trotz des Examens, das ihn dort erwartete!

Erna beobachtete den Bräutigam, er schien ihr zerstreut! Vielleicht bedrückte auch ihn die Ausichtslosigkeit zur Heirat, der jahrelange Brautstand, der vor ihnen lag.

Das Mädchen atmete schwer auf, sie war den ganzen Abend schon die Stillste der fröhlichen Tafelrunde gewesen.

Sorgenvoll hastete hin und wieder der Blick der Mutter an ihr. Wie sich die Erna, ihr fröhlicher Liebling, verändert hatte! Wie blaß und schmal sie geworden war! Sie hatte absolut nicht mehr das Recht, die reizendste der drei Töchter zu sein und Frau Ellens nachdenklicher Blick ging zu Susi hinüber wie schon oft an diesem Abend.

„Das Kind“ sah plötzlich so erwachsen aus in dem cremefarbenen Spitzenkleid und den blaßblauen Schleifen am Ausschnitt, das sie heut zum erstenmal trug.

Und wie ihr das dunkle Haar klebte in der neuen Frisur! Die breiten Zöpfe, die kunstlos sich um den Kopf wanden, und so vorteilhaft die feine Profilinie des blassen, runden Gesichtchens zur Geltung brachte!

Frau Ellen lächelte befriedigt, sie war stolz auf ihre Kinder. Morgen würde sie mal Herrn Luzius sozusagen auf den Zahn fühlen, ob denn nicht Aussicht war, daß die jungen Leute heirateten, wenn Manfred den Assessor hatte. Sie konnten doch ganz gut irgendwo eine möblierte Wohnung mieten, das tat es ja so viele heutzutage! Sie konnte ihm allein drei junge Ehepaare anführen, die auch so angefangen hatten.

Es wäre wirklich ein Glück gewesen für beide, den Brautstand etwas abzukürzen und Papa Luzius brachte doch der Erna so viel Wohlwollen und Güte entgegen.

Es war Mitternacht vorüber, als man aufbrach und sich wortreich verabschiedete.

Auf der Heimfahrt saß Susi wie immer auf dem Vordach bei dem alten Kutsher, denn der Sattelschneider bot nur für vier Personen Platz. Sie beteiligte sich nicht an dem lebhaften Gespräch der Anderen, wie sonst wohl! Sie hatte ja über so viel Schönes nachzudenken, über all die schimmernden Lustschlösser, die „Onkel“ Luzius vor ihrer beweglichen Phantasie aufgebaut.

Einladen wollte er sie über den Winter! Alles wollte er ihr zeigen; seine Kunstwerke, seine Bücher und ins Theater wollte er

sie führen und mit nach Berlin nehmen, in die große, glänzende Weltstadt! — Und Susis Augen leuchteten wie Sterne im Mondlicht und nie, noch nie war ihr der Wald so zauberhaft schön, so geheimnisvoll still erschienen wie an diesem Abend!

(Fortsetzung folgt.)

Die Dollarnote.

Von Alfred Mayer-Edhardt. (Nachdruck verboten.)

Nein, wie der Malten sich verändert hatte! Das war wahrhaftig nicht mehr der tolle Malten vom Regiment, der immer der erste war, wenn ein Festgelage oder Spiel vorgeschlagen wurde. War ihm freilich auf die Dauer auch schlecht bekommen. Denn nachdem er zuletzt in einer Nacht vierzig Mille verloren hatte, machte sein alter Herr kurzerhand Schluß und bediente ihn nach Amerika.

Was er in den sechs Jahren dort getan und getrieben hatte, wußte man nicht. Genug, als er vor zwei Jahren zurückkehrte und das Majorat übernahm, hatte er sich voller Eifer in die Arbeit gestürzt und die Wirtschaft glänzend in die Höhe gebracht. „Hab' ich drüben gelernt, das Schustern!“ pflegte er zu sagen.

Und solide war er geworden! Geradezu übertrieben! Keulich, auf dem Herrenabend — jeden ersten Donnerstag im Monat pflegte Malten einen zu veranstalten — hatte Baron v. d. Panten von den Königsulanen in aller Harmlosigkeit ein kleines Bakarat vorgeschlagen. Höflich aber bestimmt erhob der Hausherr Einsprache: „Lieber Panten, so ungern ich meinen lieben Gästen einen Wunsch verleihe, gespielt wird in meinem Hause nicht! Es ist ein Gelübde! Stat, Whist, Boston, L'Ombre — so viel und hoch ihr wollt — aber bitte kein Hazard!“

Abel genommen hatten sie's gerade nicht, aber verdutzt waren sie doch alle gewesen. Zum Glück erschien justament der alte Friedrich mit einer riesigen silbernen Bowlentertine, deren Inhalt sich als einfach erschlaffig erwies. Das hatte er also drüben nicht verlernt, das Bowlebrauen, dessentwegen er seiner Zeit im Offizierskasino so großen Ruf genossen hatte! Und Geiz war's auch nicht, die Solidität — nur Marotte!

Ungemütlich waren die Abende bei Malten darum doch. Alle kamen gern wieder. Auch heute sah man mal wieder nach Tisch so nett bei Kaffee und Zigarren in dem behaglichen, mit dunklem Holz verkleideten Arbeitszimmer. Da tat einer die Ausrufung: „Nun seh' mal einer den Proß! Malten — seit wann tapeziert du denn die Wände mit echtem Papiergeld? Du, der Typ des wirtschaftlichen Hausvaters! Denn das ist doch, wenn mich nicht alles täuscht —“

„Ganz recht! das ist eine Fünfhundert-Dollarnote.“

„Und das schöne Geld hängt du hier unter Glas und Rahmen an die Wand?“

„Ja, siehst du, mit dieser Fünfhundert-Dollarnote hat's nämlich so seine eigene Verwandtnis. Das ist eine selbst erarbeitete, mit den Fingern dem Leben abgerungene, erdachte, erschwippte, erhungerte Fünfhundert-Dollarnote! Ich hab' euch bisher nie von meinen Erlebnissen jenseits des Ententeiches erzählt. War auch nichts groß Aufregendes dabei. Wieviel Arbeit, Energie, Mühe, Entbehrungen und Hoffnungen ich aber einst in jenen Papierscheinen gesteckt habe, will ich euch nicht vorenthalten. Dann werdet ihr's verstehen.“

Wie ich nach Amerika kam, wißt ihr ja. Natürlich war das bißchen Geld, das ich bei mir hatte, nach drei Wochen alle, und mein alter Herr gab nichts mehr her. Gott, von seinem Standpunkt aus hatte er ja recht. Nur daß die Herren Eltern leichtsinniger Söhne sich vom Daseinskampf im allgemeinen und amerikanischen Verhältnissen im besonderen doch meist falsche Vorstellungen zu machen pflegen. Die Dinge liegen eben heutzutage durchaus nicht mehr so, daß jeder, der arbeiten will, auch Arbeit bekommt; in Amerika noch viel weniger als hier. Nicht mal niedere Arbeit, geschweige denn „standesgemäße“. Hunger tut weh. Ganz insam weh. Namentlich aber auf die Dauer. Ich wäre zu allem bereit gewesen, hätte ich nur Arbeit gefunden!

Kurz und gut, eines schönen Wintertags bei fünfzehn Grad minus sah ich auf einer Bank des Zentralparks und ließ mir die Sonne in den Nacken scheinen. Das erste „Warme“ seit sechs- und dreißig Stunden. Den Rest des Dollars für den verfehten Wintermantel hatte das letzte Nachtquartier verschlungen. Nur nen dünnen, verschliffenen Frühlingsanzug auf dem Leibe. Morgen würde es wohl vorüber sein, dachte ich und fürchtete mich nicht davor. Die Widerstandskraft war dahin.

Der Schuhmann auf seiner Dienststrunde musterte mich argwöhnisch. Die amerikanischen Arbeitshäuser genossen solchen Ruf, daß ich den Tod des Erfrierens unbedingt vorzog. Ich rappelte mich auf und wankte aus dem Park.

An der Ecke der Madisonstraße fühlte ich, wie mir im schneidenden Wind die Sinne zu schwinden drohten. Ich taumelte — mit

grüßte mich ich noch eben einem vorüberlaufenden Auto aus — da fuhr mir von hinten was an die Beine. Ich stürzte aufs Pflaster. In einer schmutzigen Kneipe in einer Seitenstraße erwachte

das wäre ein Geschäft gewesen für Leute, die sich vor Bazillen fürchten! Brrr — —! Aber der Verdienst war gut. Jeden Mittwoch war Lumpenbörse, da gab's blanke Dollarstücke. Ich erwarb mich bald als so tüchtig, daß der Alte mein Gehalt verdoppelte.

Angstlich hamsterte ich jeden verdienten Cent beiseite; ich wollte sobald wie nur möglich mich nach einem etwas reinlicheren Erwerb umsehen. Der physische Etel war zu groß. Nach dreiviertel Jahren hatte ich zweihundert Dollar beisammen. Damit kaufte ich einem Italiener, der sich zu verbessern suchte und einen Obsthandel eröffnete, seinen Standplatz an der Börse und das Handwerkszeug ab und wurde Schuhpuher.

Das Geschäft ging ausgezeichnet. Bald konnte ich mir auch reinliche Kleidung und Wäsche beschaffen, so daß mir Sonntags kein Mensch meine Werktagsbeschäftigung ansah. —

Aber immer noch lebte ich wie ein richtiger Geizhals.

Ich hatte einen großen Plan. Eine Bar wollte ich mir nämlich kaufen. In dreiviertel Jahren schon hoffte ich, so weit zu sein. Als Barhalter konnte ich

in weiteren zehn bis zwölf Jahren so viel verdienen, daß für mein Alter gesorgt war. Mein Vater hatte ja nur noch seine Pension, dank meinem Reichthum!

Da las ich eines Sonntags in einem kleinen Café — die einzige Zerstreuung, die ich mir gönnte — in einer älteren deutschen Zeitung, daß mein Oheim, der Majoratsherr und sein Sohn, plötzlich infolge eines Eisenbahnunfalls ums Leben gekommen seien. Nun mußte mein Vater Erbe des Majorats sein. Ob der unter diesen Umständen mir nichts mitzuteilen hatte? — Am folgenden Tag tat ich nichts und ging aufs Konsulat, ob keine Briefe für mich da seien. — Freilich



Der mexikanische Bundespräsident Carranza.



Deutsche Platoonpatrouille beim Durchreiten eines Flusses in Wolhynien. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

ich. Jemand versuchte mir ein Glas Whisky zwischen die Zähne zu zwängen. Begierig schluckte ich das scharfe Zeug hinunter. Dann lallte ich rein instinktmäßig: „Hunger“!

Im Nu stand ein Teller mit Brot, Stücken kalten Fleisches und den unvermeidlichen Bialles vor mir. Heißhungrig verschlang ich alles. Eine raube, aber nicht unfreundliche Stimme fragte: „Any more?“ Eine zweite Portion erschien; eine derbe Hand

schlug mir auf die Schulter: „Go on boy!“ Nötigen ließ ich mich nicht. Allmählich kehrten die Lebensgeister zurück.

Ein ebenso schmierig wie gutmütig aussehender Mann saß mir gegenüber und sah meinen Leistungen zu. Es war ein Lumpensammler, dessen Karren mich umgeworfen hatte. Ich mußte noch ein Glas Whisky leeren und ihm dann erzählen, wie's mir ging. Kopfschüttelnd sah er mich an. Dann meinte er: „Könnte gerade einen Gehilfen brauchen, der meine ist vor



General Brusilov, Oberkommandierender der russischen Südwestfront.

drei Wochen an der Schwindsucht gestorben. Appetitlich ist mein Geschäft gerade nicht, aber es nährt seinen Mann. Was meint Ihr? Immer besser als nichts, dent' ich. Ich gebe Euch Nachtquartier, Kost und drei Dollar wöchentlich bar, bis sich was Besseres findet, dächt' ich —

Ich besann mich nicht, sondern schlug ein. Merkwürdig, sobald der Wagen aufgehört hatte zu knurren, kehrte der Wille zum Leben zurück. Ich folgte dem Alten in sein Quartier, in einer der greulichsten Spielarten des New Yorker Gendviertels. Das Nachtlager bestand aus einem Haufen häßlicher alter Lumpen, die ich tagsüber zu sortieren hatte, was ich schnell lernte. Jeden Abend kam der Alte mit einem Karren „frischer Ware“ heim. Ich sage euch —



Der Krieg macht erfindertisch!

Eine Kompagnie-Kaffee-Mühle im Felde. Die Kaffee-Mühle ist an einen Baum genagelt, so daß sie von jedermann benutzt werden kann.



Deutsche Flugzeuge belegen den Hafen von Dänkirchen mit Bomben. Von H. M. Schulze.

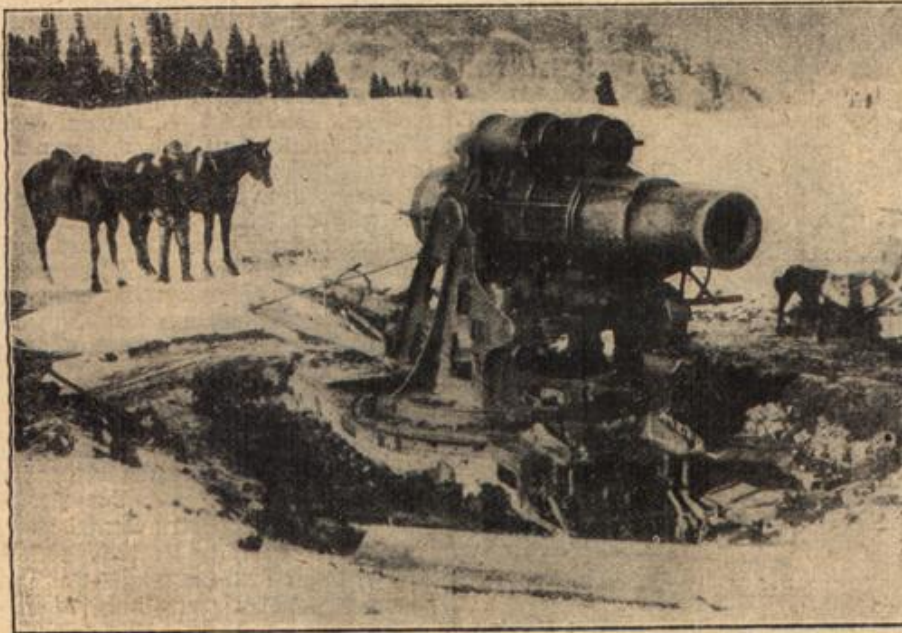
an deren erkrankten Gesichtern erblickt hatte, rief er aus: „Welche Herren! Auf das Wohl Rußlands wollen wir nun noch zum Schlusse das beliebte Nationalgericht meiner Heimat verpeisen. Ein Schuft, der sich ausschließt! Sehen Sie, so macht man es.“

Und damit legte der Großfürst, der sich selbst aber ein den übrigen Talglichtern täuschend nachgemachtes Exemplar aus Marzipan zu servieren befohlen hatte, den Kopf hintenüber und steckte die „Nationalspeise“ lächelnd in den Mund.

Plötzlich verzog sich sein Lächeln aber zu einer gar argen Grimasse, der Großfürst würgte und würgte, aber die Sache wollte doch nicht glatt gehen, denn — das großfürstliche Marzipanlicht war verwechselt worden, und der Tyrann hatte statt dessen ein wirklich „echt russisches“ Talglicht erwischt.

Derjenige unter den Gästen, der von diesem beabsichtigten Dessert erfahren haben mußte und deshalb sich das großfürstliche Extra-Marzipanlicht angeeignet hatte, ließ sich davon natürlich nicht das geringste anmerken, sondern schnitt mit den übrigen Tafelgästen die tollsten Grimassen, als mache ihm dieses „Nationalgericht“ seines Bedrüders ebenfalls die grimmigsten Leibschmerzen.

Der Großfürst aber verschwand und der entgleiste Schlußakt dieses Essens war damit zu Ende. Nachher soll aber die großfürstliche Dienerschaft die Knete stark gespürt haben.



Österreichisch-ungarischer 30,5 cm-Körper im „ewigen Schnee“ eines Hochplateaus in den Dolomiten. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Jungmädchenlied.

Mein Schatz, der ist gezogen
Feldgrau in Feindesland,
Er hat mir nie geschrieben,
Mir keinen Gruß gesandt.

Mein Schatz, der ist gestorben,
Fern von der Heimat fort,
Weiß nicht sein letztes Leiden,
Weiß nicht sein letztes Wort.

Es stand mein Herz in Flammen,
Dah ich kein Weib wollt' sein,
Und er lag längst gebettet
In fremder Erd' allein.

Clara Bries.

Allerlei

Auch ein Milderungsgrund. Präsident: „Angellager, haben Sie einen Grund zur Milderung Ihrer Strafe anzuführen?“ — Angeklagter: „Allerdings, denn sehen Sie, Herr Präsident, ich bin schon zwanzigmal abgestraft worden und — was hat's g'nützt?“

Eine Schenkung. Am 5. Oktober 1021 schenkte der Kaiser Heinrich II. die Stadt Leipzig dem Stift Merseburg, indem er in der lateinischen Schenkungsurkunde ausdrücklich sagt: „Wir schenken der Merseburger Kirche eine Stadt, Lipsk genannt, zwischen den Flüssen Alstra, Pissa und Barda gelegen, mit allem Zugehör.“

Bei Hofe. Als Feldmarschall Suwarow zum ersten Male vom Heere an den Hof nach Petersburg kam, begegnete ihm auf einem der Gänge ein Stubenheizer. Diesem reichte Suwarow die Hand und umarmte ihn sogar mit vielen Zeremonien, indem er sich seiner Freundschaft empfahl. „Hier bin ich bei Hofe,“ sagte er dann zu den Umstehenden, „und man hat mir gesagt, da könne einem auch der Geringste schaden; also ist es gut, jeden zum Freunde zu haben.“

Ein teures Roastbeef. Als sich einst der Prinz von Wales in Paris aufhielt, frühstückte er bei dem Baron Rothschild. Als man Roastbeef servierte, sagte der Prinz: „Wertwüßig! Das Fleisch ist genau so, wie ich es zu Hause aufgetischt bekomme!“ — Lächelnd erwiderte die Baronin: „Es kommt auch aus London, von dem Fleischer, der Ew. Hoheit bedient.“ — „Aber“, meinte der englische Thronfolger, „auch die Zubereitung ist dieselbe.“ — „Das kommt wahrscheinlich daher,“ sagte der Hausheer, „weil ich den Koch vom Jungen-Herren-Klub in London telegraphisch hierher berief, um das Roastbeef nach Ihrem Geschmack zu bereiten.“ — „Lieber Baron, wir sind alte Freunde,“ fuhr der Prinz lächelnd fort, „lassen Sie

mit einem kleinen Gefolge nach London kommen.“ — „Mit dem Honorar für den Koch — 4000 Franken.“

Gemeinnütziges

Kartoffelsalat mit Äpfeln. Sechs bis acht noch warme, in Scheiben geschnittene gekochte Kartoffeln vermischt man mit drei oder vier säuerlichen, in Würfel geschnittenen Äpfeln, macht den Salat mit Öl, Essig, Pfeffer und Salz an.

Gummiringe von Einmachgläsern werden mit der Zeit spröde und brechen. Um das zu vermeiden, empfiehlt es sich, sie erforderlichen Falles eine Stunde lang in eine aus einem Teil Salmiakgeist und zwei Teilen Wasser bestehende Mischung zu legen.

Nasse Schuhe soll man zum Trocknen nicht auf die Sohlen stellen. Gerade diese enthalten die meiste Feuchtigkeit, die nur verdampfen kann, wenn die Luft frei heranspielt. Man hänge also die Schuhe auf oder lege sie seitwärts hin.

Säurefester Eisenanstrich. 20 Teile Wasserglas werden mit 10 Teilen Schwerpat und 20 Teilen feinem Asbestpulver zu einer streichbaren Masse verarbeitet.

Die Färbung der Brieftauben. Der Brieftaubenzüchter lege sein Augenmerk darauf, möglichst dunkle Nachzuchten zu erzüchten. Hellgefärbte Tauben werden erfahrungsgemäß leichter vom Raubvogel geschlagen als dunkle, denn der Vogel stößt von oben und weiß hebt sich vom dunklen Erdboden stark ab.

Bei übermäßiger Schweißbildung an den Händen, den Füßen und in der Achselhöhle leisten Einreibungen mit Diachylonjale häufig vor-
treffliche Dienste. Am wichtigsten aber sind hierbei häufig vorzunehmende Waschungen und häufiger Wechsel der Kleidungsstücke, welche jedoch stets längere Zeit nach dem Gebrauch gut gelüftet werden sollen.

Die Norianderernte findet Ende August statt. Er wird gebündelt und alsdann auf luftigem Boden behufs Nachreife aufgehängt.

Feuchtes, weiches Futter ist den Rüdten lieber nicht zu geben. Erhalten sie trockenes Futter, so wird der Magen zur kräftigen Arbeit angeregt und die Tiere werden nicht so leicht von Verdauungsstörungen befallen.

Auflösung.

M	E	R	S	E	B	U	R	G
A	O	G	L	R				
I	H	E	M	A				
N	R	R	E	S				

Städte-Rätsel.

A	A
B	G
N	O
R	S

In der vorstehenden Kreuz sind die Buchstaben so anzuordnen, daß sich folgende Städte-
namen ergeben: In
senkrechter Reihe:
1) Stadt in Böhmen.
2) Stadt in Italien.
In der wagrechten
Reihe: 1) Stadt in
Mähren. 2) Stadt
in Böhmen.

Schmalzried.
Auflösung folgt in
nächster Nummer.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Anagramms in voriger Nummer:

Basel, Salbe.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Geisler, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Geisler in Stuttgart.